Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 33

Artikel: Schmusik
Autor: Blaukopf, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-511167

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHMUSIK

Der Mann, der das Wort «Schmusik» geprägt hat, weilt seit 17 Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Georg Schenker, Cellist im Orchester der Wiener Symphoniker, später Direktor des Orchesters, hat sich dieses Ausdrucks bedient, um ein jeden faßbaren Sinnes bares Gerede über Kunst und Musik zu kennzeichnen. Solches Gerede gab es immer schon, doch hat es in den seit des Wortschöpfers Tod vergangenen Jahren viel an Bedeutung gewonnen. Es vergeht kaum ein Tag ohne gesprochene, gedruckte, durch Rundfunk verbreitete Schmusik.

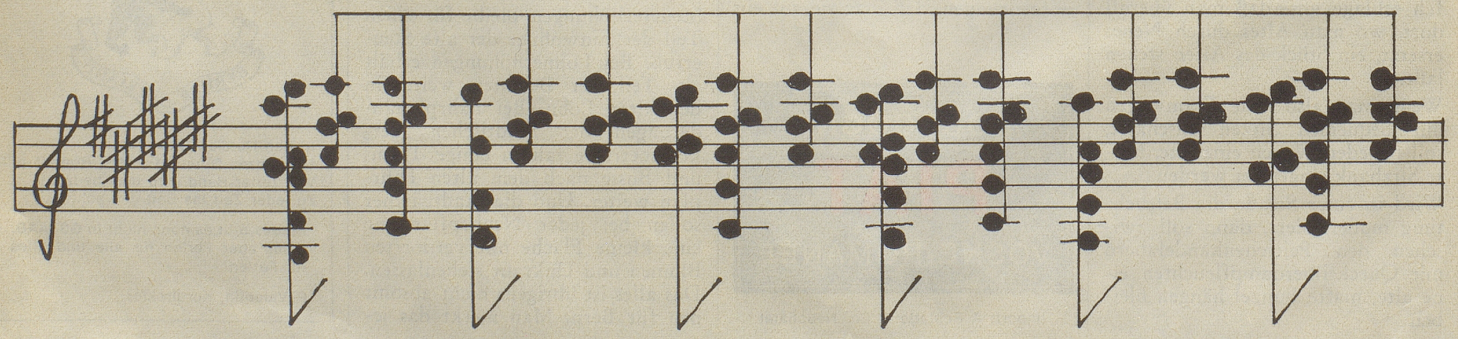
Die Kombination aus Musik und Schmus bedarf keiner Erläuterung. Der «Große Duden» übersetzt das hebräisch-jiddische Lehnwort mit «leeres Gerede». Gemeint ist eine Folge von Wörtern, die wenig oder gar keine Information vermittelt, also musikalisches Wortgeklingel. In Friedrich Kluges «Etymologischem Wörterbuch» wird noch vermerkt, daß im Viehhandel die nach erfolgtem Abschluß des Kaufs gegebenen Zusicherungen als «Schmus» bezeichnet werden. Schmus wird also nicht ernst genommen. Schmus über Musik – also Schmusik – hat dennoch sehr reale gesellschaftliche Funktion. Freunde der Musik lieben es, durch Wortgeklingel auf das Objekt ihrer Bewunderung verwiesen zu werden. Von diesem Bedürfnis leben zahllose Autoren, die «Einführungen in die Musik» oder Musikkritiken schreiben. Je allgemeiner, pseudophilosophischer es dabei zugeht, um so besser. Schon im «Goldenen Buch der Musik», einer «Hauskunde für Jedermann», die Anno 1900 in zweiter Auflage erschien, ist dergleichen zu finden. Da heißt es zum Beispiel über den acht Jahre zuvor verstorbenen Komponisten Robert Franz, daß seine

«distinguierte Melodik und gewählte Harmonik im Gewande einer dem intensiven Studium der Werke Bachs und Händels entsprossenen Kontrapunktik ihn weit wegrückt von den Dienern der leichtgeschürzten Muse».

Man begreift unschwer, daß Kontrapunkt ein Gewand der Harmonik sein kann, zumal ja auch sicherlich das Gegenteil zutrifft: daß der Kontrapunkt sich harmonisch gewandet. Doch nicht darauf kommt es an, sondern auf den sprachlichen Ausdruck der Würde, die solche kontrapunktische Maßschneiderei eben «weit wegrückt» von der Mini-Jupe der Muse, die eben darum als leichtgeschürzt zu bezeichnen ist. Wer solche Formulierungen auf ihren sprachlichen Sinn hin abklopft, wird rasch entdecken, daß der Sinn fehlt. Seit 1900 ist die Technik des Wortgeklingels zur Virtuosität entwickelt worden.

Das Gerede über Musik machte den Anfang. Ein eigenes Vokabular wurde entworfen. Technische Termini mit unverstandenen philosophischen Kategorien zu mischen, wurde die große Mode. Hier ein Beispiel für grandiose Schmusik – es stammt von einem namhaften Komponisten der Gegenwart, doch sein Name ist in diesem Zusammenhang unwichtig:

«Die Spannung zwischen Intervallen ist nicht von dieser Welt und läßt sich nicht auf künstlichem Wege herstellen.»



Das ist ein Satz, der gewiß eine bestimmte Stimmung zum Ausdruck bringt: Sprache als Ersatz für Musik oder – anders gesagt – Schmusik statt Musik. Manche dieser Schmusiken erwecken beim ersten Lesen sogar den Eindruck der Ernsthaftigkeit. So etwa wenn ein anderer prominenter Komponist behauptet:

«In dem Augenblick, in dem man dem Grund der Webernschen Musik nahekommt, erreicht man auch den Grad der Einsicht in ihre Einmaligkeit und Abgeschlossenheit und in ihre Empfindlichkeit gegen jede Reproduktion.»

Mit analytischem Verstand darf man derlei nicht begegnen, sonst käme man bald darauf, daß Weberns Lieder ebenso «empfindlich gegen jede Reproduktion» sind wie Beethovens Sonaten, Schönbergs Orchesterwerke oder auch Stockhausens «Kontakte». Doch darauf scheint's dem Autor gar nicht anzukommen. Er legt größtes Gewicht auf die Entdeckung der Einmaligkeit und Abgeschlossenheit eines musikalischen Kunstwerkes. Und dies ist nun wirklich eine kopernikanische Entdeckung. Erst jetzt begreifen wir, daß jedes musikalische Kunstwerk Anfang und Ende hat und daß sich eine Komposition von Stockhausen nicht mit einer von Henze vertauschen läßt – so einmalig sind beide.

Es gibt natürlich Virtuosen der Schmusik, die ihre Formulierungen vor jeder Analyse schützen. Sie geben Sätze von sich, die einen so weiten Spielraum haben, daß sie alles oder nichts bedeuten. Der Gebrauch solcher Sätze, so vermerkt der Philosoph Ernst Topitsch in einer sprachlogischen Untersuchung, ist ein «Kunstgriff, den Wahrsager und Sterndeuter schon in alten Zeiten mit großem Geschick verwendet haben, um ihre Prophezeiungen gegen die Widerlegung durch die Tatsachen abzusichern».

Ein Gutteil zeitgenössischen Musikphilosophierens und zeitgenössischer Musikkritik ahmt das Verfahren der Wahrsager und Sterndeuter nach. Auch im Schrifttum über Literatur und Bildende Kunst begegnen wir der Schmusik. Sie ist neuerdings freilich raffinierter, denn sie bezieht schon die Termini der Informationstheorie mit ein. So läßt sich etwa die simple Erkenntnis der «Einmaligkeit» eines Kunstwerks auch ganz modern und anspruchsvoll formulieren:

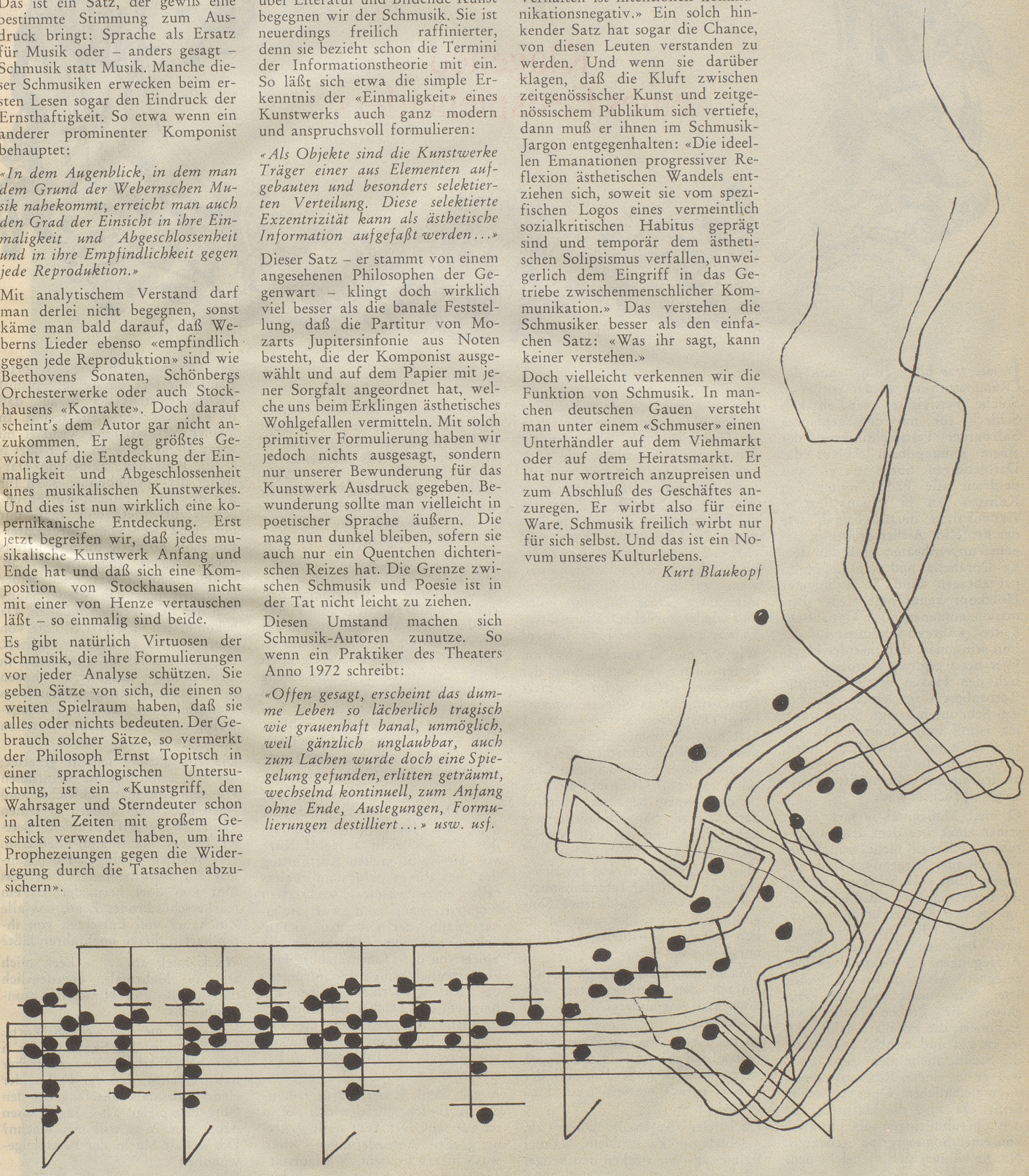
«Als Objekte sind die Kunstwerke Träger einer aus Elementen aufgebauten und besonders selektierten Verteilung. Diese selektierte Exzentrizität kann als ästhetische Information aufgefaßt werden...»

Dieser Satz – er stammt von einem angesehenen Philosophen der Gegenwart – klingt doch wirklich viel besser als die banale Feststellung, daß die Partitur von Mozarts Jupitersinfonie aus Noten besteht, die der Komponist ausgewählt und auf dem Papier mit jener Sorgfalt angeordnet hat, welche uns beim Erklingen ästhetisches Wohlgefallen vermitteln. Mit solch primitiver Formulierung haben wir jedoch nichts ausgesagt, sondern nur unserer Bewunderung für das Kunstwerk Ausdruck gegeben. Bewunderung sollte man vielleicht in poetischer Sprache äußern. Die mag nun dunkel bleiben, sofern sie auch nur ein Quentchen dichterischen Reizes hat. Die Grenze zwischen Schmusik und Poesie ist in der Tat nicht leicht zu ziehen.

Diesen Umstand machen sich Schmusik-Autoren zunutze. So wenn ein Praktiker des Theaters Anno 1972 schreibt:

«Offen gesagt, erscheint das dumme Leben so lächerlich tragisch wie grauenhaft banal, unmöglich, weil gänzlich unglaubbar, auch zum Lachen wurde doch eine Spiegelung gefunden, erlitten geträumt, wechselnd kontinuell, zum Anfang ohne Ende, Auslegungen, Formulierungen destilliert...» usw. usf.

Wer sich bemüht, die Aeußerungen von Künstlern, Kunstphilosophen und Kunstkritikern ernst zu nehmen und deren Hintersinn zu entdecken, fühlt sich bald frustriert (denn auch er muß ein Modewort gebrauchen). Er merkt bald, daß diese Leute nicht deutsch reden. Doch wenn er's ihnen sagen will, muß er's anders formulieren: «Ihr Verhalten ist intentionell kommunikationsnegativ.» Ein solch hinkender Satz hat sogar die Chance, von diesen Leuten verstanden zu werden. Und wenn sie darüber klagen, daß die Kluft zwischen zeitgenössischer Kunst und zeitgenössischem Publikum sich vertiefe, dann muß er ihnen im Schmusik-Jargon entgegenhalten: «Die ideellen Emanationen progressiver Reflexion ästhetischen Wandels entziehen sich, soweit sie vom spezifischen Logos eines vermeintlich sozialkritischen Habitus geprägt sind und temporär dem ästhetischen Solipsismus verfallen, unweigerlich dem Eingriff in das Getriebe zwischenmenschlicher Kommunikation.» Das verstehen die Schmusiker besser als den einfachen Satz: «Was ihr sagt, kann keiner verstehen.»

Doch vielleicht verkennen wir die Funktion von Schmusik. In manchen deutschen Gauen versteht man unter einem «Schmuser» einen Unterhändler auf dem Viehmarkt oder auf dem Heiratsmarkt. Er hat nur wortreich anzupreisen und zum Abschluß des Geschäftes anzuregen. Er wirbt also für eine Ware. Schmusik freilich wirbt nur für sich selbst. Und das ist ein Novum unseres Kulturlebens.

Kurt Blaukopf